

Jean-Luc Benoziglio

Louis Capet, Fortsetzung
und Schluss

Roman

verlag **die brotsuppe**

Jean-Luc Benoziglio

Louis Capet, Fortsetzung
und Schluss

Roman

aus dem Französischen von
Gabriela Zehnder

verlag die brotsuppe

Originaltitel: Louis Capet, suite et fin
© Éditions du Seuil, 2005, Paris
www.seuil.com

Für dieses Werk hat Jean-Luc Benoziglio den Prix Michel Dentan 2005 und den Prix des Auditeurs de la Radio Suisse Romande 2006 bekommen.

chreihe

*Literatur aus der Schweiz
in Übersetzungen*

Dieses Buch erscheint mit Unterstützung der *ch* Stiftung für eidgenössische Zusammenarbeit, der Kantone und der Oertli-Stiftung. Die Übersetzung wurde von Pro Helvetia subventioniert.

prshelvetia

www.diebrotssuppe.com

ISBN: 978-3-905689-15-0

Alle Rechte vorbehalten

© 2007, verlag die brotsuppe, Biel/Bienne

Übersetzung: Gabriela Zehnder, Cavigliano

Umschlag, Gestaltung, Satz: Ursi Anna Aeschbacher, Biel

Herstellung: Franz X. Stückle, Druck und Verlag, Ettenheim

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Datensind im Internet über <http://d-nb.ddb.de> abrufbar.

Erweist es sich nun als nötig, einen Redner einzuführen, dann soll man ihn in einer seiner Person und der Lage möglichst angemessenen Redeweise sich äussern lassen und auch in recht klarer Form. Einzig in einem solchen Fall ist es dem Autor auch erlaubt, seine ganze rednerische Kunst zu entfalten.

Lucianus Samosatensis, *Wie man Geschichte schreiben soll*

Nachdem er sich mit der Kante der Spielkarte kurz die Unterlippe gekratzt hatte,

schickte er sich an, dabei mit dem Kartonrechteck rasche seitliche Wedelbewegungen vollführend wie jemand, der sich seiner Sache sicher ist und im Voraus seinen Triumph auskostet,

schickte er sich an, mit einer Geste, durch die er nicht nur mit der Handkante, sondern mit seinem ganzen Vorderarm, einschliesslich Ellbogen, auf den Tisch hauen und in den wankenden Weissweingläsern eine Art kleine Flutwelle auslösen sollte,

schickte er sich also an, seinerseits zu spielen und ihnen, Potz Sakrament!, zu zeigen, wer hier der Meister war,

als in seinem Rücken, mit einem Luftzug, der die Flamme der Kerzen erzittern liess, die Türe zur Herberge *La Pomme de Pin* aufging.

Seine Karte immer noch zwischen Daumen und Zeigefinger, drehte er sich auf seinem Hocker halb um und erblickte im Gegenlicht eine Silhouette, die er an der

unförmigen dunklen Masse, die ihren Kopf bedeckte, sogleich erkannte.

Als zögerte er, weiter vorzudringen, blieb der Ankömmling einen Moment auf der Schwelle stehen, Regenvorhang im Rücken und Pfeifenrauchspiralen, die aus der Gaststube nach draussen zogen.

»Ah, Capet, verdammt: die Tür!«, schrie Jaccoud.

Dann drehte er sich wieder zu den anderen um und schmetterte seine Pikdame im Trumpf auf den Tisch, womit er Herz König, Herz Dame und Herz Bube, die schon offen auf dem grünen Filzteppich lagen, stach und zu sich herüberraifte.

Wie man mir sagt, und es wundert mich gar nicht, hat in Saint-Saphorien, einem verlorenen kleinen Marktflecken an dem der Stadt Genf entgegengesetzten Ende des Sees, die Tatsache, dass eine solche Persönlichkeit dort landete (im übertragenen Sinn, gewiss, aber auch in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, wir werden es gleich sehen), ein Fieber ausgelöst und für einen Wirbel gesorgt, der sich vielleicht noch heute nicht ganz gelegt hat.

Da war jener Dunst, Nebel fast, der die Haute-Savoie auf dem gegenüberliegenden Ufer verhüllte, woher, wie man (trotz der kürzlich erfolgten Annektierung dieser Provinz durch die Republik, obschon man dort die Kirchtürme köpfte, die Beichtstühle in Schilderhäuschen für Wachposten umfunktionierte, und wiewohl dort an den Schwanz der Hunde die royalistische Kokarde gebunden wurde) lange Zeit befürchtet oder zu befürchten vorgegeben hatte, eine von König Victor-Amédée III. versammelte Armada auftauchen könnte, ihn zu befreien: Hatte dieser schliesslich nicht seine beiden Töchter mit Provence und Artois vermählt, den eigenen Brüdern des Verbannten?,

da war jener nieselige und kalte Herbstregen,

da war das unablässige Gekreisch der Möwen, die kreuz und quer über den Schauplatz flogen,

da war, den Kopf unter dem Flügel, wie geköpft, jener Schwan, der in der Dünung plätscherte,

da war jener Geruch nach Algen und verendeten Fischen,

da war, ein bisschen abseits stehend, voller Unbehagen, im Sonntagsstaat, die Gruppe von Gemeindepräsident Paul-Louis Chavannes und ein paar Gemeinderäten,

da war, streitbar, schnauzbärtig, schiesswaffenbewehrt, der diensthabende Gendarm,

und schliesslich war da, auf dem Quai auf und abgehend und mit den Augen den Dunst durchdringend, der Vogt von Pfyffer, oberster Repräsentant für die Waadt der Berner Besatzungsmacht.

Von Lausanne hatte er sich eigens zu diesem Anlass herbemüht und hielt sich nun, in gebührendem hierarchischem Abstand, Herrn von Villiger, seinen ständigen Vertreter in Saint-Saphorien, im Schlepptau.

Nicht etwa, so sagt man mir im Vertrauen, dass dieses Ereignis völlig unerwartet gekommen wäre: mehrmals angekündigt, genauso oft dementiert, war es während der letzten Monate sogar Gegenstand sämtlicher Gerüchte gewesen und hatte die gegensätzlichsten Reaktionen ausgelöst.

Ob sie nur Selbstlosigkeit bewiesen, ob politische Sympathien ihr Urteil beeinflussten oder ob sie als Zimmerwirte, Händler und allerart Spekulanten aus dem Ereignis, sollte es denn eintreffen, sich klingenden Niederschlag erhofften (und wie schnell sollten sie allesamt, ausgenommen der Blechschmied Aviollat vielleicht, ihre Illusionen verlieren!), etliche wären durchaus geneigt gewesen, den Verbannten im Ort aufzunehmen.

Von anderen Dorfbewohnern hingegen wurde diese mögliche Ankunft mit aller Energie bekämpft, sei es, dass sie Schwierigkeiten, Unruhen, vielleicht gar Meutereien vorschoben, die jemand, dessen Persönlichkeit, um nicht zu sagen Existenz, weiterhin Gegenstand so

heftiger Kontroversen war, allein durch seine Anwesenheit in ihrer Gemeinde verursachen könnte, sei es, dass sie gegen jeden beliebigen Fremden, und käme er aus dem Nachbardorf, ein Gefühl instinktiver Ablehnung hegten, das, insbesondere nach öffentlichen Tanzvergnügen, wo Trunkenheit mit im Spiel ist, besagten Fremden zu jenem bedauernswerten Etwas macht, das man mit zertrümmertem Schädel und im eigenen Blut schwimmend irgendwo in einem Strassengraben findet.

Zwischen diesen beiden Extremen, unschlüssig und verunsichert, schwankte die Mehrheit der Bevölkerung, die übrigens kein Mensch um ihre Meinung zu fragen gedachte: Die Revolution hatte, zumindest vorläufig, und wenn manche in der Region sie auch herbeiwünschten, vor unseren Toren Halt gemacht, und was immer die Meinung der einen oder der anderen sein mochte, es würde an Bern liegen, in letzter Instanz zu entscheiden.

Dieser Kanton und diese Stadt Bern nämlich, mit ihren alemannischen Sitten und ihrer ebensolchen Mundart, besetzten und regierten, bald gnadenlos, bald gutmütig, seit Jahrhunderten den gesamten französischsprachigen Teil des Waadtlands, in dessen Zuständigkeit Saint-Saphorien fiel.

Einem Gemeinderat mit nicht viel mehr als Staffagefunktion, zusammengesetzt aus Einheimischen, deren Treue man sich einigermassen sicher war, wollte man es gerne überlassen, sich um Querelen bei der Land-

begrenzung, um die Bekämpfung von Rebkrankheiten oder die Anpassung des Winter-/Sommerfahrplans der Schifffahrt zu kümmern, doch alle Entscheidungen von einiger Bedeutung, und insbesondere Entscheidungen in Bezug auf die Aussenpolitik, wurden von jenen Herren aus Bern getroffen und von ihnen allein, *Punkt Schluss*.

Wohl oder übel und zum Preis erbärmlicher Erniedrigungen (am 30. September 91 noch hatte der Berner Bär die örtlichen Notabeln, im Anschluss an den Aufstand der Waadtländer Soldaten in Nancy, auf der Place du Château in Lausanne aufs Strengste abgekanzelt: Wir werden später auf dieses Thema zurückkommen), wohl oder übel also, und nach ein paar rasch niedergeschlagenen Versuchen aufzumucken (einen waadtländischen Major, der ihn nicht hatte einziehen wollen, hatte dies zweiundsiebzig Jahre früher den Kopf gekostet), hatten sich die Einheimischen im Laufe der Zeit darein geschickt, unter einem solchen Joch zu leben, und man wusste inzwischen nicht mehr so recht, ob sie eher allergisch waren auf die regelmässig erhobenen drückenden Abgaben, die auf ihnen lasteten, oder auf den schwerfälligen gotischen Tonfall der Berner Vögte, welche die selbigen bei ihnen eintrieben.

Auf unergründliche Art in Kenntnis gesetzt, waren an diesem Morgen auch gut zwanzig Neugierige am Hafen versammelt.

Neugierig auf was?

Das kann man sich allerdings füglich fragen.

Wenn Persönlichkeiten wie Notar Roland, Doktor Meillerie, Monsieur d'Évouettes oder Pastor Drafft (wobei übrigens keiner der vier, hat man mir gesagt, der Szene beiwohnte an diesem Tag, möglicherweise, weil jeder von ihnen befürchtete, eine solche Anwesenheit könnte als Zeichen des Respekts oder der Sympathie für den Ankömmling ausgelegt werden und ihn den Teil seiner Klienten, Patienten respektive Schäfchen kosten, der so etwas missbilligt hätte), wenn also solche Standespersonen, sagte ich, interessiert an der Geschichte und offen für die Welt, schon die ärgsten Schwierigkeiten hatten, sich auf dem Laufenden zu halten und (indem sie zwischen den Zeilen von sehr oft zensurierten Gazetten lasen oder mehr oder weniger aus der Luft gegriffenen Berichten Gehör schenkten)

recht und schlecht die Ereignisse dieser Revolution zu verfolgen, die seit nunmehr so vielen Jahren das benachbarte Frankreich erschütterten, kann man sich mit Fug und Recht fragen, was unsere braven Krämer, Handwerker, Winzer oder Bauern, die an diesem Morgen die Mehrzahl der Schaulustigen stellten, von solchen Wirren wohl verstehen mochten.

Keinerlei Geringschätzung meinerseits in einer solchen Frage, keinerlei »Snobismus« (um einen englischen Ausdruck zu gebrauchen, der bei uns seit kurzem Furore macht), doch was konnte für jene, die als einziges politisches Regime die auf ihnen lastende träge Berner Tyrannei kannten, die den geringsten Besuch im nächsten, kaum zwei Meilen entfernten Ort als eine Expedition betrachteten, im Vergleich zu der Cyrano de Bergeracs Reise zum Mond nichts gewesen wäre, was konnte also in den Augen solcher Leute, von denen die meisten Analphabeten waren oder sich damit begnügten, die von irgendeinem Almanach kolportierten Binsenweisheiten und, am Sonntag, den einen oder anderen Bibelvers herunterzuleiern, was konnte für sie derjenige, dessen Ankunft sie, im Halbkreis gruppiert, regungslos und stumm erwarteten, wohl bedeuten?

Wie dem auch sei, der Auflauf missfiel von Pfyffer. Mit einer herrischen Kinnbewegung zitierte er den Gemeindepräsidenten zu sich, und da es ihm widerstrebe, einer solchen Bagatelle wegen auf das Volk schiessen zu lassen, ohne zuerst an höherer Stelle Bericht erstattet zu haben, wölbte er die Brust (was seinen starken Deutsch-

schweizer Akzent noch dröhnender ertönen liess) und befahl Chavannes, die Ansammlung, die, wie unser Vogt befürchten mochte, aufrührerisch hätte werden können, drei Ellen zurückzutreiben.

Los, marsch, marsch!

Murrend und schlurfend fügte man sich.

Das letztendlich ausgewählte Gebiet für das Exil sollte das Waadtland sein, doch es waren also die Berner, und sie allein, die, zunächst mit dem Nationalkonvent und dann, als die Dinge sich in die Länge zogen und andauerten, mit dem Wohlfahrtsausschuss und dem ersten Direktorium, über die näheren Bedingungen des Asylrechts verhandelten und den genauen Aufenthaltsort bestimmten. Sie wählten diesen mit Absicht so weit entfernt wie möglich von Lausanne, dem Hauptort der Region, und erkoren schliesslich Saint-Saphorien, das, von einem Tag auf den anderen zu so gefährlicher Ehre erhoben, hinfort an jene abgelegenen Flecken (Varennés zum Beispiel, oder Jemappes, oder Valmy, oder Fleurus) denken lassen konnte, die seit unvordenklichen Zeiten in Schlaf versunken scheinen und durch ein unvorhergesehenes Ereignis plötzlich geweckt und auf der ganzen Welt bekannt werden.

Da Genf, obschon von Frankreich umschlossen, mit Bern durch nichts weniger als ein, potztausend, »ewiges Bündnis« verbunden war, wurde ausserdem vereinbart,

dass der Grenzübertritt in dieser Stadt erfolgen würde, wo der Verbannte, eskortiert von zwei Abgesandten der Pariser Revolutionsregierung, im Herbst 95 denn auch eintraf.

Man schloss ihn stracks in einer Zelle der Strafanstalt von Charmettes ein, wo er Zeit und Musse hatte, zu Gott zu beten, dieses Gefängnis möge das letzte sein.

Wohl wahr, seit August 92 und seiner Überführung in den *Temple* hatte er in Sachen Gefängnis so einige Erfahrung.

Von den Bernern gehörig ins Gebet genommen, im Bestreben auch, sich einen so unliebsamen Gast möglichst schnell vom Hals zu schaffen (»die heisse Kartoffel weiterzugeben«, sagt scherzhaft der Volksmund), und vielleicht auch, weil sie befürchteten, bei einem zu ausgedehnten Aufenthalt der Emissäre der Republik in der Stadt könnte gegen Louis ein Streich versucht werden, der dem unangefochtenen internationalen Ruf der Stadt schaden würde, zeigten sich die örtlichen Behörden, seit 92 selbst demokratisch, einigermassen kooperativ, wenn sich auch mehr als einer unter ihnen über die ziemlich ungenierten Manieren unserer Franzosen und über den Ausdruck »heilige Mission« ärgerte, den diese hartnäckig verwendeten, um eine Aufgabe zu benennen, die im Grunde nicht viel anders war als die eines gemeinen Gefängniswärters, Büttels oder Sträflingsaufsehers.

Ohne grosse Schwierigkeiten wurden somit die letzten Einzelheiten für die Fahrt über den Genfersee festgelegt. Nach entsprechender Beratschlagung hatte man

nämlich die Wasserstrasse für sicherer als den Landweg befunden. Man hielt es jedoch für angebracht, die Fremden vor der möglichen Gefahr eines Sturms zu warnen. »Ein Sturm? Auf eurem Ententeich?«, versetzten die mit ihrer gewohnten Überheblichkeit.

Bis zum Einschiffen, erinnert man mich, verfügten die mit besagter Mission beauftragten französischen Bürger über ein paar freie Stunden, die sie dazu nutzten, an der Rue de Rhône die Üppigkeit der örtlichen Geschäfte zu bewundern und zu beneiden und daselbst, so hat man mir erzählt, sogar ein Taschenmesser mit siebenundvierzig Funktionen für den einen und für den anderen eine Taschenuhr zu erstehen, die ihm, wäre sie wenige Jahre zuvor auf ihm gefunden worden, als »suspektes« Attribut sehr wohl den Zorn von Antoine Quentin Fouquier-Tinville hätte eintragen können.

Die Zeiten ändern sich.